

## „Wir haben keine bleibende Stadt“ (Heb. 13:14)

Predigt 24. August 2008

Ralph Kunz

Meine Lieben, nach den Ferien oder einer längeren Reise ist die Heimkehr etwas Besonderes. Die Uhr muss neu gestellt werden. Gewohntes ist ungewöhnlich, Vertrautes ist unvertraut, Eigenes ein wenig fremd geworden. Das ist – abgesehen vom Jetleg – nicht nur unangenehm. Es ist, als ob man gewisse Dinge neu sieht, neu riecht und spürt. Dann beginnt eine kurze Zeit der Rückeroberung. Die Kinder spielen mit den alten Lego bis es ihnen wieder verleidet, der Kater bekommt eine Sonderstreichleinheit, bis er sich zufrieden davontrollt.

Ich lebte ein Jahr lang in Südkalifornien. Mir ist in lebhafter Erinnerung, wie fremd mir alles vorkam beim Nachhausekommen. Vor allem beim Einkaufen. Alles war so winzig. Die Milchflaschen, die Jogurtbecher und die Steaks. Die Strassen so schmal, die Landschaft so kleinräumig unterteilt – und hin und wieder schienen mir auch die Menschen etwas kleinkariierter.

Natürlich verflüchtigt sich das leise Gefühl der Entfremdung. Was leicht verrutscht und verschoben war, rückt wieder an seine Stelle, die Routine gewinnt die Oberhand und man arrangiert sich entlang dem gewohnten Gang der Dinge. Das kann rasant gehen. Vor allem wenn die Räder des Alltags wieder schneller drehen. In umgekehrter Richtung, wenn man in die Fremde geht, kann es vorkommen, dass mitten in der Fremde ein bisschen Heimat aufblitzt. In Kalifornien brachte ein Winterregen – nach langen trockenen Monaten – einen regelrechte Flut von Erinnerungen. Ich wusste gar nicht, wie sehr ich das Nass vermisste, den Geruch der Feuchtigkeit und die heimelige Erfahrung, dass es im Haus wärmer ist als draussen.

Solche und ähnliche Erlebnisse sind leichte Erschütterungen, die wir mir den Seismographen unserer Gefühle messen. Sie stehen für eine wahrhaft erschüttende Einsicht:

„Wir haben keine bleibende Stadt.“

Wir sind nicht zu Hause. Wir sind nur Gäste, Fremdlinge und Reisende. Wir haben keine Bleibe. Ein geläufiges Bild, ein biblisches Motiv. Es wird oft mit der Metapher der Lebensreise oder Wanderschaft verknüpft. Auch das ein Motiv, das in der Bibel oft anzutreffen ist:

- zum Beispiel bei Abraham, der aus UR aufbricht,
- oder seinen Nachfahren, die in Ägypten strandeten;
  
- dort, wo sie ‚hapiru‘ = Hebräer genannt wurden, was Leibeigene bedeutet
- von wo sie flüchteten, durch die Wüste wanderten und Heimat fanden – aber keine bleibende Stadt!
- Davon erzählen die Geschichtsbücher; zuerst waren es die Propheten, die heimatlos wurden;
- und dann das Volk: Es folgte die Zerstörung Israels, das Exil und die Diaspora
- Und schliesslich Jesus: ein radikaler Wanderprophet, der kein Haus hatte und vor den Toren der Stadt hingerichtet wurde

Wenn *wir* von der bleibenden Stadt und der Lebensreise reden, beziehen wir uns meistens auf die körperliche Existenz eines Individuums. Wir denken nicht mehr in kollektiven Dimensionen. Wir sind stärker auf uns selbst konzentriert, isolierte Monaden und einsame

Nomaden. Wir sind Individualisten, die einen eigenen Leib haben. Wir sind keine Hebräer. Darum wird der Satz meistens im Blick auf das Sterben und den Tod eines Menschen zitiert. Ein wunderbares Beispiel ist das deutsche Requiem von Brahms – das Andante. Schön und mächtig. Und es macht auch Sinn. Nicht einmal auf diese Heimat können wir uns verlassen. Wir sind zwar im Körper auf der Lebensreise, sind mit Leib und Seele an die Erde gebunden, aber dennoch nur Gäste und müssen auch diese letzte Bastion einmal im Stich lassen. Das irdene Gefäß zerbricht und der Lebensodem kehrt zu Gott zurück.

„Wir haben keine bleibende Stadt.“

Wenn der Tod das Ziel unserer Lebensreise ist und uns das bewusst wird, dann spüren wir die Fremdheit der vertrauten Heimat unseres Körpers. Dann realisieren wir, dass wir ihn einmal verlassen werden. Und vielleicht sehnen wir uns auch nach dieser anderen Heimat – der Ewigkeit. Der Tod hat für die, die auf Gott vertrauen, seine Schrecken verloren. Darum steht auf dem Grabstein: Hier ruht in Frieden. Aber selbst der Tod und das Totenreich ist keine bleibende Stadt. Erst wenn Gott alles in allem sein wird, wenn der jüngste Tag anbricht, und Christus kommen wird zu richten die Lebenden und Toten, soll die Herrlichkeit der Kinder Gottes erscheinen und wir werden Gott schauen von Angesicht zu Angesicht. Dann – erst dann – in der zukünftigen Stadt, im himmlischen Jerusalem, haben wir die bleibende Stadt.

So legen wir diesen Vers aus. In der Dogmatik nennt man dies die Lehre von den letzten Dingen – Eschatologie. Und was ich eben rekapituliert habe, ist eine körpergeschichtliche Auslegung, eine individuelle Eschatologie. Damit haben viele Menschen Mühe. Machen Sie den Test und fragen einmal ihre Freunde oder ihre Kinder: Glaubst Du an die Auferstehung von den Toten, das jüngste Gericht und das ewige Leben? Die wenigsten werden die Frage verstehen! Irgendwie und irgendwo sind die Bruchstücke dieser Dramaturgie in der Erinnerung. Aber kaum jemand bringt sie auf die Reihe.

Und vielleicht haben *wir* auch unsere Mühen. Es ist beinahe unvorstellbar. Eigentlich *ist* es unvorstellbar, unsagbar und undenkbar, weil unser Denken, Dichten und Trachten irdisch verhaftet und wir schon genug damit zu tun haben, das reale Drama unserer Existenz zu verstehen. *Dass wir auch als Christen eschatologische Bildstörungen haben ist keine Schande oder Sünde.* Letztlich ist es nicht heilsentscheidend, dass wir uns die ‚letzten Dinge‘ so vorstellen, wie sie erzählt werden, oder ob wir das nicht können. Entscheidend ist, worauf wir vertrauen. Dass wir es glauben, dass Gott sein Angesicht über uns leuchten lässt jetzt und immerdar. Es gibt genug Bilder, die uns im Leben und Sterben trösten. Wir Christenmenschen sollen also nicht blind vertrauen. Ich will nicht leichfertige Bilder wegstellen, die Unvertrautes offenbaren, oder mir nicht Genehmes. Manche Bilder der Bibel sind uns vielleicht „fremd“, aber auch sie bieten uns Sehhilfen, um unsere Existenz zu verstehen. Das Bild der vergänglichen und zukünftigen Stadt ist ein solches Bild.

Wenn wir genau hinschauen, hat gerade dieser Hebräervers mit dem scheinbar altbekannten Bild ein fremdes oder befremdliches Motiv, das uns unsere Existenz neu sehen lässt. Aber dazu muss man zuerst einmal entdecken, dass die Aussicht auf die bleibende *Stadt* – eine Lebensgemeinschaft, ein Kollektiv – nicht zur Aussicht einer körpergeschichtlichen Eschatologie passen will. Es geht nicht um Auferstehung. Im biblischen Denken – ich habe es schon kurz angesprochen – ist das Individuum immer Teil eines grösseren: Teil des Volkes, Teil der Gemeinde, Teil der Grossfamilie. Und dieses Motiv finden wir auch hier. Es ist allerdings verwickelt in einer ziemlich fremden und verwirrenden Bilderwelt:

„Wir haben einen Altar, von dem zu essen kein Recht haben, die der Stiftshütte dienen. Denn die Leiber der Tiere, deren Blut durch den Hohenpriester als Sündopfer in das Heilige getragen wird, werden außerhalb des Lagers verbrannt. Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draussen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Eines ist klar: es geht nicht um unsere irdische Existenz im Körper. Das Thema des Hebräerbriefs – darum heisst er so – ist das Verhältnis zwischen dem alten und dem neuen Glauben Israels. Die geistliche Existenz. Die Verbindung der Gemeinschaft zum Ewigen. Die Rede ist von der *alten* Verbindung – dem Opfer, dem Altar, der im Herzen der Stadt, im Tempel stand – und einer neuen Verbindung – draussen vor dem Tor. Denn der Tempelkult *war* Heimat. Die kultische Verbindung zu Gott *war* eine Verbindung zum Himmel. Aber das Vertraute ist durch Jesus unvertraut geworden ist. *Das neue Israel ist religiös heimatlos*. Der Hebräerbrief ist eine Station auf dem Weg der Entfremdung vom Judentum und – mit einer gewissen Vorsicht gesagt – vom Religiösen überhaupt. Denn die Christengemeinde gehört nicht mehr länger zum Volk, sie ist nicht sesshaft im Land, in dem Milch und Honig fliessen. Die Christen – das sind solche, die sich solidarisieren mit ihrem Lehrer, der draussen vor dem Tor – wie ein Opfer hingerichtet wurde. Das neue Volk Gottes, die neuen Hebräer haben ihre Zuflucht in der Welt verloren. Ihre letzte Bastion ist der Gekreuzigte. Selbst die Religion ist ihnen fremd geworden.

Aber es wird noch etwas komplizierter mit uns und den Juden. In der Geschichte der biblischen Auslegung hat man das Verhältnis vom alten und neuen Bund immer wieder als Ablösung begriffen. Die Christen hätten die jüdische Religion überwunden. Alte und neue, minderwertige und überlegene Religion – so könnte man das Verhältnis (als Christ) verstehen, aber hätte dann die falsche Konsequenz gezogen. Sie wurde gezogen. Man kann die falsche Auslegung mit ihren fatalen Folgen an manchen grossen Dom und Münsterkirchen in Stein gemeisselt sehen. Die Synagoge ist der Inbegriff der religiösen Verirrung – mit schrecklichen Konsequenzen: *Juden* wurden Heimatlose in unseren Städten, wurden als Brunnenvergifter gerädert und verbrannt. *Sie* wurden vor die Tore gejagt. *Sie* wurden gekreuzigt.

Sie hatten keine bleibende Stadt.

Eine andere Auslegung drängt sich auf. Es sind die Christen, die eigentlich keine religiöse Heimat haben: Präziser: *sie* werden aufgerufen, sich auf eine zukünftige Stadt auszurichten und keine Tempel zu bauen. *Sie* sollen Jesus nicht als Religionsstifter verehren. *Sie* haben keine bleibende Stadt. Weder Jerusalem noch Rom noch Wittenberg noch Konstantinopel noch Moskau noch Athen sind himmlisch. Es gibt keine ewigen Städte. Selbst Zürich vergeht einmal. Es gibt keine religiöse Heimat. Auch die reformierte Landeskirche des Kantons Zürich – so leid es mir tut – ist nicht höher auf dem himmlischen Ranking als die Salem-Gemeinde. Das ist keine *captatio benevolentiae* eines höflichen Gastes. Mir ist sehr bewusst, dass die rechten Protestanten mit ihren etablierten Staats-, Landes-, und Volkskirchen mit der biblischen Botschaft an die Hebräer grössere Mühe bekunden als die linken Protestanten mit ihren Freikirchen, Bewegungen und Werken. Wer zu einer Minderheit gehört, kann sich nicht so gut mit den herrschenden Machtverhältnissen arrangieren.

Den Verfasser des Hebräerbriefs kennen wir nicht. Es war jedenfalls nicht Paulus. Es muss jemand gewesen sein, der am eigenen Leib das Fremdsein erfahren hat. Vielleicht wurde er

verspottet, verachtet oder verfolgt. Jedenfalls ist diese Erfahrung nicht einfach böses Schicksal, sondern sie gehört zum Christsein.

*Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen.*

Dietrich Bonhoeffer hat in der Todeszelle sitzend aus diesem Vers eine radikale Kirchenlehre entfaltet. Kirche sein heisst, mit Jesus in Gethsemane wachen, sein Leid in der Welt tragen. Wir haben keine bleibende Stadt. Das steckt in diesem merkwürdigen Satz. Ein Bekenntnis zum Herrn, der nicht in den Palästen und Tempeln dieser Welt gefangen gehalten ist. Und - im Blick auf das Zukünftige – Christen glauben, dass jedes Knie sich beugen und jede Zunge bezeugen wird, um diesen Jesus, den *Gekreuzigten*, als Herr der Welt anzubeten. Darum gibt es einen zweiten Teil, einen sechsten Satz nach dem Requien, denn eine zukünftige Stadt suchen wir. Das lässt unwillkürlich nach vorne schauen. Aber das wäre wiederum nicht biblisch. Denn das Zukünftige ist biblisch betrachtet kein strikter Futur. Es ist immer auch ein nach hinten schauen. Daran muss man sich gewöhnen.

Die Bibel denkt nicht auf einer linearen Zeitachse Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. Die Zeit wird neu bestimmt als *erfüllte Zeit von Christus her*. Und darum ist das Zukünftige immer schon da, mitten unter uns, wo wir seinen Namen rufen und seine Gegenwart uns neue Hoffnung schenkt. Sich auf die zukünftige Stadt ausrichten, ist deshalb Umkehr. *Wir schauen, leben und bewegen uns Jesuswärts. Wir richten unsere Uhren auf Christuszeit*. Wir verbinden uns mit ihm und vergegenwärtigen ihn durch Erinnerung. Er verbindet uns auch mit den Erfahrungen Israels. In Jesus Christus ist die Erinnerung der nomadischen Herkunft lebend. In ihm wird Vatergestalt Abraham lebendig: der Aufbruch zur neuen Existenz. Wir erinnern uns an ihn, den Vater des Glaubens, der mit Zuversicht aufgebrochen ist. Jesus weckt die Ursehnsucht, dass Gott uns eine grosse und verheissungsvolle Zukunft schenkt. Irgendwo wartet ein Land, in dem Milch und Honig fliessen. Jesus verbindet uns mit der Erinnerung Israels. In ihr vergegenwärtigt sich auch die Erfahrung der Landnahme. Es ist die zweite Ursehnsucht. Sich niederlassen, eine Stadt bauen, einen Tempel errichten, ein Reich erobern. Beides gehört zur Grundspannung unserer geistlichen Existenz. Und es ist gut, wenn wir als Individuen, aber auch als Gemeinde in dieser Spannung bleiben. Denn ich glaube nicht, dass wir das menschliche Sehnen nach Heimat verdammen und verbannen müssen. Dass wir uns zum Jesus halten, der vor der Stadt hingerichtet wurde, soll uns vor der Illusion bewahren, dass menschliche Gemeinschaft jemals ein himmlisches Jerusalem werden könnte. Das sind gefährliche Träume.

Die Gemeinde ist der Ort, an dem Menschen umkehren, sich Jesuswärts wenden, ihn anbeten und den Schwung der Nachfolge finden. Keine Gemeinschaft der Welt schafft das aus eigenen Kräften. Der Geist allein *schafft geistliche Gemeinschaft*. Darauf können wir uns verlassen. Aber selbst das ist (noch) nicht der Himmel auf Erden. Wir haben keine bleibende Stadt. Und wenn wir uns noch so sehr bemühen und uns noch so sehr anstrengen. Wenn wir aber beide Sehnsüchte pflegen – den Aufbruch und die Landnahme, die Verbindlichkeit der gelebten Beziehung und die Rücksichtslosigkeit der radikalen Nachfolge – stehen wir weniger in der Gefahr, die geistliche mit der natürlichen Gemeinschaft zu verwechseln.

Das gilt für Gemeinden, und es gilt auch im Blick auf die Kirche. Sie hat mit der heimatlosen Religion der Jesusnachfolge ihre Mühen und Christustempel gebaut. Das Jesusmanna auf der Wüstenwanderung war ihr zu wenig. Man hat Christuskonserven hergestellt. Aber keiner von uns könnte ganz religionslos oder kirchenfrei, ganz echt Christ sein. Spätestens dann, wenn

die echten Christen sich selbst so nennen, gründen sie wieder eine Religion, eine neue Kirche und erklären ihre ‚Stadt‘ zur zukünftigen. Ich Die kultische Christusverehrung der Grosskirche und die radikale Jesusnachfolge der Freikirche sollen nicht auseinander gerissen werden, sondern in Spannung gehalten werden. Beide Impulse haben ein Echtheitsmoment.

Dazu zum Schluss noch eine Illustration. Man kann eine vertraute Geschichte – die Gleichniserzählung vom verlorenen Sohn – vom Hebräervers befremdet auch kollektiv lesen. Als Geschichte eines misslungenen Aufbruchs und einer misslungenen Sesshaftigkeit. Weder der Freiheitsdrang des ersten noch die Sesshaftigkeit des zweiten Sohnes wird kritisiert. Es ist gut, wenn einer geht, und es ist gut, wenn der andere bleibt. Da ist noch nichts verloren. Aber in der Fremde verliert der eine die Kontrolle: er lässt sich korrumpieren, geht vor die Schweine. Die Geschichte nimmt dennoch eine gute Wende, weil er sich nach Haus getraut. Damit gibt er dem Vater die Chance, seine Liebe zu zeigen. Der andere aber hat nichts verloren. Er war die ganze Zeit beim Vater, ist nicht aufgebrochen, hat nichts riskiert und war – so nehmen wir es an – auch ganz zufrieden dabei. Jetzt aber verliert er seine Kontrolle. Als ihm bewusst wird, dass der Vater überschwänglich liebt, vergibt und nicht vergeltet, fühlt er sich ins Unrecht versetzt. Er hatte den Vater für sich. Nun muss er ihn wieder teilen. Vielleicht schafft er es.

Jesus hat dieses Gleichnis erzählt für die Daheimgebliebenen. Vielleicht für seine jüdischen Glaubensgeschwister, die Gott die ganze Zeit bei sich hatten und haben. Heute ist es eine Geschichte für uns. In der kollektiven Lektüre finde ich einen Schlüssel, um Gemeinschaft zu verstehen.

- Sie lebt, wenn Gestrandete umkehren, sich nach Hause trauen und Gott die Chance geben, seine Liebe zu zeigen.
- Sie lebt, wenn die Beheimateten sich denen zuwenden, die verloren sind und ihnen an Christi statt Heimatrecht geben
- Sie lebt, wenn wir den gestrandeten und den beheimateten, den nomadischen und den sesshaften Menschen in uns Christus anheim stellen.

Das ist die Quintessenz, liebe Brüder und Schwestern, Christus ganz Herr sein lassen. Nicht nur für unsere persönliche Existenz, auch für unsere Gemeinschaften. Wir haben keine bleibende Stadt, weil Gott für uns ist, aber wir Gott nicht für uns pachten, weder als Individuen noch als Kollektiv. Wir haben keine bleibende Stadt, aber wir sind in Christus Jesus – nicht nur als Individuen, auch als Familien und Grossfamilien. Wir teilen Jesus, wir teilen ihn mit denen draussen und denen drinnen. Lasst uns auch den Glauben teilen, dass er bei uns ist, alle Tage bis zum Ende der Welt, Jesus Christus gestern, heute und in Ewigkeit.

Amen